

Zwischen Maas und Memel

Gemeinsamkeit zwischen BRD und DDR klappt am besten als Lotteriespiel. Jetzt bestimmte das Los die Handballer beider Staaten zu Olympiarivalen.

Mehr als 100 Männer starrten auf ein kleines Mädchen. Zaghaft griff Katharina Wenzel, 13, auf Dortmunds „Rosenterrassen“ in den Silberpokal. „Ich fresse einen Besen, wenn sie jetzt unser Los greift“, stieß Handballpräsident Werner Thiele aus Bremen hervor. Sekunden später antwortete sein Nachbar: „Guten Appetit.“

Das Los hat die Mannschaft von Thiele getroffen. Unter dem Schild „Deutsche Demokratische Republik“ in Gruppe 5 prangte die Plakette „Bundesrepublik Deutschland“. UdSSR-Trainer Anatolij Jewtuschenko atmete auf: „Ich möchte in dieser Gruppe nicht dabeisein.“ Der westdeutsche Nationalspieler Heiner Möller zweifelt an der Olympia-Zukunft: „In Montreal wird ohne uns Handball gespielt.“

Drei Stunden später wurde die Skepsis Realität. DDR-Meister Vorwärts Frankfurt/Oder gewann gegen Jugoslawiens Meister den Europapokal. Eine Runde zuvor hatten die Frankfurter von der Oder den bundesdeutschen Pokalverteidiger VfL Gummersbach ausgeschaltet.

Nur einer bewahrte die Ruhe: Siegfried Perrey, 58. „Wir brauchen nicht zu kapitulieren“, meinte „Mister Olympia“, der noch 1972 die olympische Eröffnungsfeier organisiert hatte. „die DDR ist doch bekannt für ihre nervöse Truppenführung.“ Perrey kämpft gegen die Resignation der bundesdeutschen Handballfunktionäre an. „Die DDR-Kameraden haben doch viel mehr zu verlieren, weil sie Favoriten sind. Die müssen doch bei Honecker Männchen machen, wenn sie uns nicht ausbooten.“

Das schwere deutsch-deutsche Qualifikations-Los der letzten Jahre „schafft“ indes auch den frohgemuten Perrey. Jährlich müssen Sportler aus der DDR und BRD gegeneinander die Kräfte messen. „Die Schlachten an Oder und Spree“, so Perrey, „wollen kein Ende nehmen.“

Während sich die Sportbünde aus Ost und West jahrelang um karge Rahmenprogramme gestritten hatten, reichte das Los eine innerdeutsche Partie an die andere. Bei der Handballweltmeisterschaft 1970 in Orléans waren die DDR-Werfer den Westathleten um ein Tor voraus. Beim olympischen Fußballturnier 1972 spitzelten die Fußballer-Ost den Bundeskickern die Bronzemedaille weg. Und im verregne-

ten Juni 1974 hetzte sie das Los bei der Fußball-WM im Hamburger Volksparkstadion wieder aufeinander.

Damals siegte zwar die DDR über die Schön-Spieler des Deutschen Fußball-Bundes durch ein Sparwasser-Tor 1:0, aber die Bundesdeutschen wurden Fußballweltmeister. Die DDR-Equipe indes gewann seitdem nur noch ein Länderspiel gegen Polen, was DDR-Fernsehreporter Oertel spotten ließ: „Von dem Schock des Sieges haben wir uns bis heute nicht erholt.“

Als nächstes vermasselte die DDR im Eishockey den Bundesdeutschen den Wiederaufstieg in das von Russen und Tschechoslowaken beherrschte Oberhaus bei der Weltmeisterschaft.



Olympiaauslosung in Dortmund: „Die DDR-Kameraden haben viel mehr zu verlieren“

Und nun in Dortmund fingerte ein ahnungsloses Waisenkind wiederum die Lose der Bundeselite und des Vizeweltmeisters im Handball, die DDR, zusammen.

Derart ausgiebigen und bei der Vergabe von Titeln und Medaillen entscheidenden Sportverkehr, wie ihn das Los vermittelte, hatten sich die Sportfunktionäre vor allem in der DDR nie gewünscht. Seit 1965 durften sie zu Olympia und fast allen Weltmeisterschaften eigene Mannschaften entsenden — zum Ärger nichtdeutscher Sportverbände, die sich nun einer doppelten deutschen Konkurrenz gegenübersahen. Miteinander — in Freundschaft — spielten die Deutschen fast nie.

Erst 1974 beschlossen beide Verbände einen kleinen Grenzverkehr. Für 1974 machten sie insgesamt 41 Sport-

wettkämpfe aus, von denen 40 zustande kamen. 1975 sollen höchstens 62 Begegnungen stattfinden.

Weitaus freizügiger als der rationierte Sportverkehr zwischen den Deutschen verläuft der per Los angesetzte Wettkampf. 1973 mußte Bayern München auf dem Weg ins Europacup-Endspiel erst Dynamo Dresden, 1974 den 1. FC Magdeburg ausschalten. Gleichzeitig spielte Fortuna Düsseldorf gegen Lokomotive Leipzig und der Hamburger SV wieder gegen Dynamo Dresden. Im Handball vereinte das Los in den letzten sieben Jahren die Equipen aus BRD und DDR gleich fünfmal, dreimal gewann das Team der DDR, zweimal die Bundesmannschaft.

Daß nun auch vor Olympia 1976 einer dem anderen weichen muß, hing bei der letzten Weltmeisterschaft von einem einzigen Tor ab. Im Februar 1974 verlor die Bundesrepublik gegen Außenseiter Dänemark 11:12. Schon ein Unentschieden hätte gereicht, um statt der Dänen den achten Rang einzunehmen und für das Qualifikationsturnier zum Olympia 1976 in Montreal wie die DDR gesetzt zu sein und von vornherein in eine andere Gruppe einrangiert zu werden.

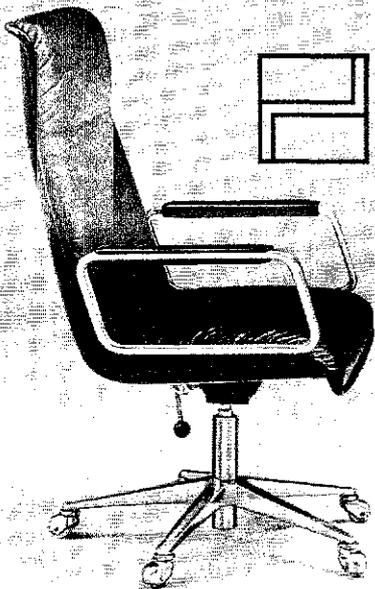
Die DDR-Funktionäre, deren Mannschaft Vizeweltmeister geworden war und so zu den gesetzten für Olympia zählte, ahnten das neue Los-Unheil. Sie forderten auf, in Dortmund aufs Auslösen zu verzichten und nach den Ergebnissen der letzten Handball-WM die Gruppen einzuteilen. Eine Begegnung

Wilkhahn

Das Modell 297
aus dem Programm 2000
von Wilkhahn

Katalog auf Anfrage

Wilkhahn
3252 Bad Münde 2, Postfach 24



Waren Termin Geschäfte

mit der
**HANS-MATHIAS-NIES
COMPUTER-TREND-
METHODE**

- Hervorragende Ergebnisse
- Jahrelange Erfahrung
- Wöchentliche Geschäftsberichte
- Sofortige Liquidität

Wollen Sie mehr darüber wissen?

Sie haben mich neugierig gemacht.
Schicken Sie mir ausführliche Informationen
(Kein Vertreterbesuch und keine nicht
gewünschten Telefonanrufe)

Bitte einsenden an
Generalagentur Wolfgang Theile
D-7600 Offenburg, Postfach 2506

Vorname _____

Name _____

PLZ _____

Ort _____

Straße _____



DDR gegen BRD wäre so vermieden worden. Der Antrag fiel durch.

Bundestrainer Vlado Stenzel, den die Westdeutschen extra für Olympia 1976 vom Goldmedaillengewinner 1972, Jugoslawien, geholt hatten, jammerte: „Schlimmer hätte es nicht kommen können.“ Doch der optimistische Ostpreuße Perrey rüstet moralisch auf: „Früher wurde auch nur der Deutscher Meister, der besser war als alle anderen zwischen Maas und Memel.“

TENNIS

Lauter Clowns

Amerikas bester Tennisspieler ist auch der unbeliebteste: Jim Connors. Landsleute nennen ihn „Verräter.“

Tennisspieler Jimmy Connors zückte das Scheckbuch. Flugs trug er die Summe ein: 53 600 Dollar. „Ich kaufe die 536 teuersten Plätze für meine Anhänger“, verriet er dem Hotelmanager des Caesars Palace in Las Vegas. „Denn zuletzt saßen da in den ersten Reihen lauter Clowns, aber keiner, der was von Tennis versteht.“

Die Hoteldirektion lehnte den Handel ab. Jimmy Connors, 22, muß an diesem Wochenende gegen den australischen Profi-Weltmeister John Newcombe, 30, wiederum vor vermeintlichen Clowns, Spöttern und Zwischenrufern spielen. Der jüngste Wimbledon Sieger aller Zeiten ist im eigenen Land, den USA, nicht beliebt. Als Connors vor elf Wochen in Las Vegas den Australier Rod Laver, 36, besiegte und dafür die Gewinnsumme von 100 000 Dollar plus 50 000 Dollar Fernsehonorar kassierte, mußte die US-Daviscupmannschaft, nur 300 Kilometer entfernt in Palm Springs, ohne ihn gegen Mexiko antreten. Sie verlor und schied aus.

„Verräter“, brüllten Zuschauer Connors zu. Nach einem Mädchen, das mitten im Spiel aufschrie, warf Connors sein Rackett und raunzte: „Halt's Maul.“ Dennoch siegte er.

Nun geht es gegen Newcombe um 500 000 Dollar. Zusätzliche TV-Honorare, Werbegagen und Wettgelder bedeuten im Siegfalle einen Gewinn von mehr als einer Million Mark — das teuerste Match der Tennisgeschichte. In der Stadt, die bislang durch Tausende von „Einarmigen Banditen“ (Spielautomaten) bekannt geworden ist, greift nun ein „beidarmiger Bandit“, so „Sports Illustrated“, nach der Kasse.

Schon als Dreijähriger hatte er zum Tennisschläger gegriffen. Erste Rivalen: Mutter und Großmutter. Bald fand Jimmy Connors („Von klein auf bin ich in den Klauen von Weibern“) zu Hause keinen gleichwertigen Gegner mehr; der Vater spielte nur Golf. Gloria Connors siedelte mit dem Junior nach Los Angeles um. Dort en-



US-Tennisspieler Connors
„Beidarmiger Bandit“

gagierte sie zwei ehemalige Daviscupstars, Pancho Segura und Pancho Gonzales, eigens als Trainer für Jimmy. Bereits 1973 war Connors, ein Linkshänder mit viel Kraft, aber auch hervorragender Technik, der beste US-Spieler.

Amerikas Gesellschaftsreporter entdeckten an dem Einzelgänger endlich auch eine publikumswirksame Seite: die Liebchaft mit der besten US-Spielerin Christine Marie Evert, 20. Auf dem Höhepunkt der Pressekampagne („New York Times Magazin“: „Der Kampf des Jahres“) verlobten sie sich. Für Herbst 1974 wurde ein Hochzeitstermin genannt. Doch kurz zuvor trennten sie sich. „Tennis spielen ist wichtiger als heiraten“, erklärte Chris Evert, die 1974 ebenfalls mehr als eine halbe Million Mark eingespielt hat. „Das Geschäft mit der Romanze war gemacht“, mutmaßten Neider.

Connors kopierte Gestik und Fabulierlust des Boxweltmeisters Cassius Clay. „Es gibt nichts Schlechtes in meinem Leben“, behauptete er. Als Journalisten ihn fragten, wer der beste Tennisspieler der Welt sei, antwortete Connors: „Wenn ihr sagt, daß ich der Beste sei, akzeptiere ich das.“ Connors schloß sich nicht einmal, wie die meisten Weltklassenspieler, dem Tenniszirkus des Ölmillionärs Lamar Hunt oder einer anderen Profitruppe an. „Ich bin mein eigener Zirkus“, schwadronierte er.

Tatsächlich besiegte er alle Rivalen bis auf einen: John Newcombe. Dreimal hatten sie früher gegeneinander gespielt, jedesmal gewann der Australier. Newcombe: „Ich werde ihn auch ein viertes Mal besiegen.“ Connors erbot: „Gebt mir Newcombe, diesmal geht er auf allen vieren vom Platz.“